

# Zur "Kunstgeschichte der Schweiz" von Adolf Reinle

Autor(en): **Meyer, Peter / Risch, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **88 (1970)**

Heft 37

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-84615>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

träge) und direkten Aufwendungen wie Gehälter und Betriebskredite, jedoch ohne weitere beträchtliche Aufwendungen wie Zurverfügungstellen der Arbeitsplätze usw. (Bild 11). Dass dieses Verhältnis kleiner wird, kann auf Grund des bereits Gesagten nicht mehr überraschen, doch wird diese Tatsache, je nach Standpunkt des Beurteilenden, sicherlich ganz unterschiedlich bewertet werden. Der Schreibende glaubt nicht, dass es sich hierbei um ein unbedingt negativ zu bewertendes Ereignis handelt. Wenn ein Hochschulinstitut Leistungen für die Praxis erbringt – und es ist notwendig und zu begrüßen, dass es sie erbringt –, dann sollen diese ohne Zweifel auch angemessen honoriert werden. Andererseits darf aber bei einem Hochschulinstitut die kurzfristige rechnerische Rendite nicht im Vordergrund stehen.

Wechselwirkungen zwischen Wandlungen in den Strukturen der Praxis und der Arbeit eines Institutes einer technischen Hochschule sind an sich selbstverständlich. Es wurde versucht, sie auf dem Sektor Grundbau/Bodenmechanik und für die Erdbauabteilung der VAWE nachzuweisen. Kurz zusammengefasst können sie wie folgt umschrieben werden: Die Expansion im Grundbau hat zunächst das Institut sehr stark in Anspruch genommen, wobei neben dem Volumen der Arbeiten auch ihr gesteigerter Schwierigkeitsgrad massgebende Faktoren waren. Angesichts dieser Entwicklung haben dann Privatwirtschaft und Öffentlichkeit begonnen, einen beträchtlichen Teil dieser Arbeiten selbst auszuführen, wodurch das Institut in einem erfreulichen und nachweisbaren Umfange entlastet wurde. Damit sind bezüglich der Arbeit der Erdbauabteilung der VAWE die folgenden, immer noch wirksamen (soweit nicht durch mangelnde Entwicklungsmöglichkeiten gehemmt) Tendenzen gegeben:

- Steigende Nachstudien-Ausbildung junger Ingenieure
- Steigende Forschungstätigkeit
- Steigender Schwierigkeitsgrad der zu leistenden Arbeiten.

Es handelt sich dabei um im ganzen eindeutig positiv zu wertende Tendenzen, welche in der gewünschten Rich-

tung auf einem für ein Hochschulinstitut erforderlichen sozusagen «individuellen» Gleichgewichtszustand zwischen Lehre, Forschung und Dienstleistungen verlaufen. Mit dem Wort «individuell» soll die Notwendigkeit angedeutet werden, dass die besonderen Gegebenheiten eines jeden Fachgebietes zu berücksichtigen sind. Für das Gebiet des Grundbaues bedeutet das eine besondere Berücksichtigung der Erfahrungen. Mit aller Deutlichkeit sei darum festgehalten, dass die dazu erforderlichen direkten und ununterbrochenen Kontakte mit der Praxis Dienstleistungen seitens des Hochschulinstitutes zur Notwendigkeit machen; Dienstleistungen, an denen auch die Absolventen eines Nachdiplom-Studiums in Richtung Grundbau/Bodenmechanik Anteil haben müssen, weil eine einseitig theoretisch und/oder wissenschaftlich orientierte Ausbildung für Ingenieure auf diesem Sektor mit Sicherheit nicht zweckmässig ist. Die erforderlichen technischen Entscheidungen lassen sich im Grundbau in der Regel vernünftig nur im konkreten Fall treffen.

Bezüglich der Zukunft steht das Institut vor Wandlungen, welche von dem verstärkten Unterricht auf den Gebieten Grundbau und Bodenmechanik im Normalstudium wie auch im Nachdiplom-Studium ausgehen werden. Sie sind im einzelnen noch nicht bekannt, doch kann bereits mit Sicherheit die Feststellung getroffen werden, dass da an das Institut zusätzliche Aufgaben herantreten, welche es am heutigen Standort mangels Erweiterungsmöglichkeiten nicht erfüllen können. Ebenfalls mit Sicherheit steht fest, dass das zukünftige Institut für Grundbau und Bodenmechanik nur in der Einheit von Lehre, Forschung und Dienstleistungen erfolgreich arbeiten kann. Wenn leider diese Forderung nach Einheit vereinzelt nicht verstanden wurde, dürfte dies auf falscher Einschätzung der Probleme des Grundbaues und auf mangelnder Kenntnis über die Strukturen der Arbeit der Erdbauabteilung der VAWE beruhen. Mögen die vorliegenden Ausführungen zur objektiven Klärung beitragen.

Adresse des Verfassers: Prof. Hans-Jürgen Lang, VAWE an der ETHZ, 8006 Zürich, Gloriastrasse 37.

## Zur «Kunstgeschichte der Schweiz» von Adolf Reinle

DK 7.03

Wir geben dem Verfasser das Wort:

«Dieses Buch<sup>1)</sup> tritt im Rahmen unserer «Kunstgeschichte der Schweiz» an die Stelle des 1936 erschienenen und seit langem vergriffenen ersten Bandes von *Joseph Gantner*. Es ist keine überarbeitete zweite Auflage, sondern von Grund auf neu geschrieben und mit einem grösstenteils neuen Bildmaterial ausgestattet.

Als ich vor Jahren nach Abfassung von Band III und IV an eine Bearbeitung von Band I ging, zeigte es sich immer mehr, dass es unmöglich war, die wichtigen neuentdeckten Kunstwerke und die Resultate zahlreicher

<sup>1)</sup> **Kunstgeschichte der Schweiz.** Von *Adolf Reinle*. Erster Band, von den helvetisch-römischen Anfängen bis zum Ende des romanischen Stils. II. Auflage unter Benützung der I. Auflage von *Joseph Gantner* (1936). 554 S. mit 558 Bildern und Plänen. Frauenfeld 1968, Verlag Huber & Co. Preis geb. 88 Fr.

Das hübsche römische Kapitell aus *Avenches* gehört in eine Reihe italischer und gallischer Figuren-Kapitelle, die zweifellos den Ausgangspunkt für die romanischen Kapitelle bilden. An vorromanischen Kapitellen wurden die einzelnen Seiten des Blockes als Flächen bemalt oder mit Flachrelief verziert, an romanischen und am abgebildeten Beispiel machen die organischen Formen, hier die diagonal gestellten Vögel, den Körper des Kapitells selbst aus; die überfallenden Blätter sind nur im groben ausgeführt (Bild 21, S. 37).

und tiefgreifender Publikationen durch blosse Zusätze in den Text des Werkes von Gantner einzugliedern. Das Ganze wäre überwuchert und deformiert worden.

So blieb nichts anderes als das, was sich bei so manchem der hier besprochenen Denkmäler der Architektur



im Verlauf der Zeit aufdrängte: ein gänzlicher Neubau. Aber so, wie selbst bei totalen Neubauten oft die Grundmasse und viele Wesenszüge durch die vorausgegangenen Gebäude bestimmt sind, so ist es auch beim vorliegenden Band. Er will und muss sich in die Grundzüge des Gesamtwerkes einordnen. Es ehrt Joseph Gantner und den Verlag, dass sie die Notwendigkeit einer radikalen Lösung anerkannten.

Jeder aufmerksame Leser wird sich bald über die Fülle der Erkenntnisse der letzten dreissig Jahre Rechenschaft geben. Einige Stichworte mögen dies unterstreichen. Die Freilegung der karolingischen Fresken von Müstair oder die zahlreichen grossen und kleinen Ausgrabungen wie in St-Maurice, Kaiseraugst oder Payerne haben das Gesamtbild unseres Denkmälerbestandes wesentlich verändert. Grabungen wie die von St. Gallen und unter dem Basler Münster, noch im Gange, zeigen, wie alles im Flusse ist. Wie stark sich aber auch der Stand der einschlägigen Literatur verändert hat, dafür mag allein ein Hinweis auf unsere Denkmalinventarisierung zeugen: 1936 lagen sechs Bände der «Kunstdenkmäler der Schweiz» vor, heute sind es fünfundfünfzig. Altbekannte Gegenstände können das Objekt neuer lebhafter Diskussionen werden, wie der karolingische St.-Galler Klosterplan, der heute ein wahres Turnierfeld der Mediävisten ist.»

Der neue Band hat 554 Seiten gegen 290 des alten, und 558 Abbildungen gegen 236; dabei sind erst noch mehrere alte durch neue ersetzt. Der riesige Aufschwung der Frühmittelalterforschung in den letzten Jahrzehnten spiegelt sich darin, dass die knapp gefassten Abschnitte über Vorgeschichte und Römerzeit und die ausführlicheren über die merowingische, karolingische, ottonische Zeit bis zur Jahrtausendwende im neuen Band 293 Seiten mit 319 Abbildungen beanspruchen gegen 99 Seiten mit 68. Diese Vermehrung ist besonders dankenswert, denn gerade aus dieser Frühzeit haben die schweizerischen Kirchenschätze und

Museen besonders viel und Europa-Wichtiges zu bieten. Prozentual nicht ganz so gross ist der Zuwachs für die romanische Kunst: 257 Seiten gegen 187 und 239 Bilder gegen 168. Auch sonst ist der gewichtige Band in jeder Hinsicht erfreulich geraten, er unterscheidet sich von seinem Vorgänger nicht zuletzt durch sein klares, unpräntiöses Deutsch.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Restaurationen, Funde, Grabungsergebnisse mag – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – zeigen, wieviel und wie Wichtiges seit der ersten Auflage dieser Kunstgeschichte zutage getreten ist. Dabei fallen die sehr zahlreichen prähistorischen Funde aus dem zeitlichen Rahmen der Darstellung – doch darf der spektakuläre Fund von keltischen Goldarbeiten ersten Ranges bei Erstfeld 1962 nicht unerwähnt bleiben.

Die zahlreichen Grabungen in Avenches, Windisch, Augst, können nicht aufgezählt werden, in Augst und auf der Engehalbinsel bei Bern wurden bisher unbekannte Amphitheater festgestellt, auf der Insel Ufenau im Zürichsee die Fundamente gallorömischer Tempel. 1939 wurde in Avenches die einzige bis heute bekannt gewordene Goldbüste eines römischen Kaisers gefunden. Eine Sensation bedeutete auch der Fund eines römischen, wohl kaiserlichen Silberschatzes 1961 in Augst.

Bei Grabungen in zahlreichen grossen und kleinen Kirchen wurden die Fundamente früherer, manchmal frühmittelalterlicher Bauten freigelegt, grosse Grabungen in mehreren Etappen in Genf, St-Maurice, Payerne, einzelne in Bellelay, Ardon; unter der spätgotischen Kirche St-Theodul in Sitten wurde eine karolingische, rechtwinklig gebrochene Gangkrypta aufgedeckt. Im Tessin Grabungen in Stabio und Riva San Vitale, in Graubünden in Zillis, Ilanz, Trins, Paspels, sehr bedeutende 1955–57 in St. Stephan, Chur. Karolingische Reste in St. Mang, St. Gallen und in Riehen bei Basel (1942), Grabungen in Tuggen, Sursee, Spiez, Schönenwerd; in Zurzach erschienen die Funda-



*Kapitell aus dem karolingischen Münster, St. Gallen. Sandstein, zirka 60 cm hoch, oben zirka 90 cm, unten 68 cm breit, dazu gehörig ein Pyramidenstumpf-Impost von 50 cm Höhe; gefunden bei den Grabungen 1964 bis 1966 mit weiteren Kapitellen des bis dahin nur durch den Pergamentplan bekannten Grossbaus von 830–37 (der dem Plan nicht genau folgte) – ein hochbedeutender Fund.*

Vorbild war das antike korinthische Kapitell; typisch frühmittelalterliche Verdampfung aller Formen – ihr Reichtum, auch am Genfer Kapitell, kann nicht überblenden, dass die Akanthusblätter dem kompakten Block nur in flachem Relief ziemlich schematisch aufgezeichnet sind, statt dass der Kapitellkelch von einem Kranz lebendig bewegter Blätter umgeben wäre (Bild 211, S. 202).

## Zur «Kunstgeschichte der Schweiz» von Adolf Reinle

*Goldbüste des Kaisers Marc Aurel* (161—181 n. Chr.), 33,5 cm hoch, gefunden 1939 in den Ruinen des Haupttempels von Avenches. Die einzige jemals gefundene Goldbüste eines Kaisers, als Porträt etwas formelhaft, doch waren solche Büsten nicht primär «Kunst», sondern Gegenstände des staatlichen Bedarfs: vor Kaiserbüsten oder -statuen als Symbole des Reiches hatten die Offiziere und Beamten ihren Amtseid in Form eines Opfers für den vergöttlichten Kaiser abzulegen – seine Verweigerung war der Hauptgrund für die Christenverfolgungen durch die Römer, die sonst alle Götter gelten liessen. War die Büste von einem Dieb als Beute versteckt worden oder anlässlich eines Alemanneneinfalls von einem gewissenhaften Tempel-Abwart, der dann nicht zurückkam? (Bild 2, S. 18).





Müstair, Graubünden, Klosterkirche St. Johann Baptista, erbaut 780—790. Nordwand und nördliche der drei Apsiden mit der karolingischen Malerei, in der Apsis rechts der von der linken Fensterecke ausgehenden zackigen hellen Linie Reste der romanischen Übermalung. In der Halbkuppel die Gesetzesübergabe durch Christus (traditio Legis) (Bild 292, S. 267).



mente einer zweitürmigen Fassade. In Zürich Grabungen in mehreren Etappen auf dem Lindenhof mit Auffindung der Fundamente der ottonischen Königspfalz, überraschende Ergebnisse der Grabungen unter der Wasserkirche (1940 bis 1941) und in und neben dem Fraumünster. 1938 Sicherung und teilweise Rekonstruktion der Ruine des Cluniazenserpriorates Rüeggisberg bei Bern, erbaut nach 1072, mit zahlreichen ornamentalen Reliefs. In Kleinhöchstetten bei Thun wurde 1954 eine in einen Schopf verbaute frühromanische Kleinkirche vom Typus der bekannten Thunerseekirchen aus der Zeit um 1000 entdeckt und wiederhergestellt.

Auch an den bekanntesten Grossbauten ergaben sich unerwartete, baugeschichtlich höchst bedeutende Aufschlüsse. So wurde 1947 eine ottonische Aussenkrypta hinter dem Chor des Basler Münsters entdeckt und zuerst nur in der Pflasterung sichtbar, nach neuen Grabungen seit 1966 auch zugänglich gemacht; Grabungen in der Vierung und im Querhaus sind im Gang. Beim Allerheiligmünster in Schaffhausen wurden 1951—52 die Fundamente der Ummauerung eines rätselhaften rhombischen Hofes festgestellt, dessen eine Spitze im Chor der 1064 geweihten, vorhergehenden Kirche unmittelbar südlich der bestehenden lag, die gegenüberliegende in der Dreiapsidenkapelle am (jetzigen) Kreuzgang, in den beiden anderen kleine Zentralbauten. Nicht minder rätselhaft die Fundamente einer nie ausgeführten fünfschiffigen Kirche am Platz des jetzigen, 1103 geweihten Münsters, hinter dessen Chor 1964 die Fundamente einer Aussenkrypta gefunden wurden. Von kapitaler Wichtigkeit sind die im einzelnen noch unpublizierten Ergebnisse der Grabungen in der Stiftskirche St. Gallen anlässlich der prachtvoll gelungenen Innenrenovation des Barockbaus: unter dem Chor wurden die Galluskrypta und die Fundamente des Gozbertbaus entdeckt (820—870), für den der berühmte Pergamentplan nach St. Gallen geschickt worden war; und eine Reihe

sehr schöner zu diesem Bau gehöriger Kapitelle, von denen Reinle eines erstmals abbilden kann (siehe Bild S. 828).

In der Klosterkirche von Münstair im bündnerischen Münstertal hatten Joseph Zemp und Robert Durrer 1896 Reste karolingischer Wandmalerei an der Mauer oberhalb des siebenhundert Jahre später eingezogenen spätgotischen Kreuzgewölbes entdeckt und 1909 abnehmen und in das Schweiz. Landesmuseum verbringen lassen. Niemand ahnte, dass der weitaus grössere Teil dieser Wandgemälde noch unter dem Putz im Kirchenraum selbst erhalten sein könnte. So bedeutete die Entdeckung und Freilegung dieses grössten aller existierenden karolingischen Bilderzyklen 1947 bis 1951 recht eigentlich ein Ereignis ersten Ranges. Von hoher Qualität sind auch die vermutlich um 1160—70 zum Teil über die karolingischen gemalten romanischen Wandgemälde in den Apsiden – das alles ist bis heute noch nicht ausreichend publiziert. Von ähnlicher Bedeutung war die Entdeckung der Kirchenräume von Castelseprio bei Tradate in der Provinz Varese, etwa 25 km südlich Lugano mit Wandgemälden, deren Datierung zwischen dem 6. und 10. Jahrhundert umstritten ist. Eine romanisch komplett ausgemalte Apsis wurde 1934 in Chalières bei Moutier im Berner Jura entdeckt, Fresken des 12. Jahrhunderts in der Kleinkirche Degenau bei Bischofszell freigelegt 1945 bis 1947. Die berühmte Holzdecke in Zillis wurde 1939—40 demontiert, konserviert und neu zusammengesetzt, 1941 erschien die Monographie von Erwin Poeschel über dieses einzigartige Kunstdenkmal – bisher auf etwa 1200 datiert, wird neuerdings eine Frühdatierung in das zweite Drittel des 11. Jahrhunderts anhand verwandter Buchmalereien für möglich gehalten.

An wichtigen Einzelfunden wurden oben genannt die goldene Kaiserbüste von Avenches (s. Tafel 27), der Silberschatz von Augst von 1961, der keltische Goldschatz von Erstfeld von 1962; eine romanische Stuck-Figur fand sich 1941 in Castro im Tessin – wichtig im Zusammenhang mit

Wir danken dem Verlag Huber & Co. AG in Frauenfeld für die Beschaffung der auf den Seiten 827 bis 833 und den Tafeln 27 und 28 benützten Clichés sowie allen Ausleihern für ihre Erlaubnis zur Bildwiedergabe. Red.

*Kapitell aus St. Victor, Genf, Rest eines gegen 500 erbauten, 1535 abgebrochenen Zentralbaus. Hier ist der Zerfall der organischen Einheit des korinthischen Kapitells in einzelne, in sich abgeschlossene Teile besonders deutlich: aus dem Kelch des Mittelblattes ist ein Miniaturpilaster mit eigenem Kapitell geworden. Unorganisch auch der Ansatz der Eckvoluten über dem Blattüberfall (Bild 212, S. 203).*







Münstair, Klosterkirche, romanische Wandmalerei 1160—70 (über der karolingischen). König Herodes und Herodias beim Gastmahl des Herodes, aus der Geschichte Johannes des Täufers, dem die Kirche geweiht ist (Bild 530, S. 508).

den früher gefundenen oder stets bekannten Belegen für die Fortdauer der Stucktechnik im Alpengebiet; auch 1956 traten in Suhr bei Aarau Fragmente ornamentaler frühmittelalterlicher Stuckarbeiten zutage, ebenfalls 1956 wichtige Reste von Kapitellen usw. einer frühmittelalterlichen Kirche, die in einem Haus in Windisch vermauert waren. 1962 konnte das Kopfreliquiar des Petrus aus Bourg-Saint-Pierre im Wallis zurückgekauft und im Valeria-Museum in Sitten aufgestellt werden.

Als neu gegenüber der ersten Auflage wären auch Veränderungen in der Beurteilung der bekannten Bauten und Objekte anzuführen – vor allem die vertieften Kenntnisse betreffend die karolingische und besonders die ottonische Kunst als einer weitgehend eigenständigen Epoche zwischen der karolingischen und der romanischen. So hält zum Beispiel Reinle die meist ins Ende des 12. Jahrhunderts datierte Apostel- und die Vinzenztafel im Basler Münster mit guten Gründen für Arbeiten aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts – also zum Heinrichsmünster gehörig, wie die goldene Altartafel im Musée Cluny, Paris. Auch die vielleicht übervorsichtige Datierung der Stuckarbeiten in Münstair, bisher nach 1165, wird neu zur Diskussion gestellt: könnten die Figur Kaiser Karls und die Stukkaturen der Ulrichskapelle nicht doch 250 Jahre älter und wirklich karolingisch sein?

Schön ist die zeichnerische Rekonstruktion von Romainmôtier von H. R. Sennhauser (Abb. 334—36), in der ein Tonnengewölbe mit Stichkappen schon für die Erbauungszeit in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts angenommen wird, vom gleichen die Zeichnungen von Payerne und die umstürzende These, dass nicht der Westbau und das Langhaus die ältesten Bauteile seien, sondern der Chor.

Etwas knapp behandelt ist vielleicht die Ornamentik der Buchmalerei – der stilistische Charakter einer Handschriftengruppe könnte nur jeweils durch mehrere Initialen deutlich gemacht werden, wie dies bei den Kapitellen durchgeführt ist, aber das hätte wohl zu viel Platz beansprucht. Vielleicht wären die prähistorischen, in Trockenmauerwerk errichteten kleinen Kuppelbauten auf Bernina-Hospiz und Alp Grüm und bei Donath im Schams der Erwähnung wert

gewesen, auch die liebenswürdigen, für Graubünden typischen Kleinkirchen in Mons, in Casti, Clugin, Cresta-Ferrera und noch einige Tessiner, zum Beispiel Castel San Pietro, Sta. Maria di Torrello in der Arbostora ob Figino, und einige der schlanken Tessiner Kirchtürme. Die Gruppe der gewaltigen Walliser Türme, die ihre Parallelen in Aosta und sonst im Piemont haben, ist nur durch die, freilich gute, Abbildung von St-Maurice vertreten (Abb. 47).

Ausgezeichnet klar sind die Übersichten über das Thema der Krypten und das der Türme, die in ihren verschiedenen Stellungen als Frontturm, Vierungsturm, Chorturm, Zweiturmfront, Turmpaar im Choransatz den eigenartigsten Beitrag des Nordens an die sonst von römisch-frühchristlichen Erinnerungen ausgehende Architektur des ersten Jahrtausends bilden.

Eine dankenswerte Neuerung ist das Orts- und Namenverzeichnis. Eine in jeder Hinsicht erfreuliche, die erste Auflage weit übertreffende Publikation.

Als Proben seien einige Abbildungen von Funden gegeben, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage zutage getreten sind, und von Bauten, die in dieser Zeit restauriert wurden, so dass sie fast als neu erworben gelten können. Als vorzüglich gelungen wäre Schaffhausen und Payerne die Wiederherstellung der Schlosskirche Spiez an die Seite zu stellen.

Bei dieser Gelegenheit sei nochmals auf den schon in der SBZ 1969, H. 41, S. 828 angezeigten zweiten Band der «Kunstgeschichte des Bodenseeraumes» von Dr. h. c. Albert Knoepfli (Thorbecke-Verlag, Sigmaringen-Stuttgart-München 1969) hingewiesen. Er betrifft die in Süddeutschland besonders fruchtbare Zeit vom späten 14. bis zum frühen 17. Jahrhundert – also Spätgotik bis zum Beginn des Barocks. Es war ein Fund, die Region beidseits des Bodensees – bis Chur im Süden, Ravensburg im Norden, St. Gallen, Stein a. Rhein – als Einheit zu sehen und darzustellen – mit einer immensen Denkmälerkenntnis. Mit 30 Kunst-druckbildern und 88 Textabbildungen ist der Band hervorragend illustriert, darunter viele neue Aufnahmen wenig bekannter Einzelheiten, die wieder einmal bestätigen: «le Bon Dieu réside dans le détail.» Peter Meyer

## Nachwort

Die «Kunstgeschichte der Schweiz» (Band I) lässt vor allem hinsichtlich der zeichnerischen (planlichen) Darstellungen zweifellos noch Verbesserungen zu. Anregungen hierfür könnten etwa von Bild 110 (Mistail, Kirche St. Peter, S. 123) ausgehen. Unser Rezensent P. M. bemerkt hierzu:

«Die Rekonstruktion von Mistail sollte etwa so gross sein wie die Photographie Bild 111. Sie würde dann auch weniger aus dem Massstab fallen gegenüber den schönen Fraumünster-Rekonstruktionen von Emil Vogt, Bilder 91 bis 94. Bild 188: die Rekonstruktion ist zu gross im Verhältnis zum Grundriss, ebenso Bild 180 gegen 179.

Die Verwendung vorhandener Klischees hat die Durchführung eines einheitlichen Massstabs für die Grundrisse verwandter Bauten verständlicherweise unmöglich gemacht. Immerhin hätte es sich gelohnt, die primitiv gezeichneten Grundrisse der Bilder 61 und 78, 98—109, 121—132, 154—166 von kleinen und mittelgrossen Bauten neu zu zeichnen und auf gleichen Massstab zu bringen. Überdies sind die Grundrisse sehr ungleich dargestellt, viele ohne Einzeichnung der Gewölbe: das wichtigste, ungeteilt durchlaufende Querschiff von Beromünster, Bild 176, würde erst anschaulich, wenn die Stirnbogen der Apsis, der Triumphbogen und die Arkaden (gestrichelt) eingezeichnet wären; auf dem Plan Bild 187 sind kurioserweise die Gewölbe, nicht aber Apsis-Stirnbogen und Triumphbogen eingetra-

gen. Das alles sind keine schweren Mängel, zu Handen einer späteren Auflage seien sie aber angemerkt» (bei genauer Durchsicht liessen sich zudem noch einige kleine Versehen im Text, etwa bei Angabe von Bildnummern oder Namen, richtigstellen).

Die Neuausgabe von Adolf Reinle gibt Anlass, sich Fragen zu überlegen, die sich vor allem Abbildungen von Bauten immer von neuem stellen. Wir danken Prof. Dr. Peter Meyer hierzu die nachfolgenden Feststellungen (wobei in drei Beispielen versucht wurde, den Bildwiedergaben aus Reinles Kunstgeschichte je einen «korrigierten» Ausschnitt gegenüberzustellen. Es scheint uns ein keineswegs undankbares Unternehmen zu sein, weitere Abbildungen in ähnlicher darstellerischer Sicht kritisch zu betrachten).

G. R.

## Architektur - Abbildungen DK 72 (084.1)

Die neue *Kunstgeschichte der Schweiz* von Adolf Reinle gibt Anlass, sich Fragen zu überlegen, die sich bei allen Abbildungen von Bauten immer von neuem stellen.

Eine Abbildung wirkt umso intensiver, je mehr sie sich auf das konzentriert, was im gegebenen Fall gezeigt werden soll, unter Verzicht auf alles, was dazu nichts beiträgt – eine Binsenwahrheit. Umso erstaunlicher, wie oft und beharrlich dagegen verstossen wird. Für einen Verkehrsprospekt wird



**Bild 333. Romainmôtier, Inneres mit Blick gegen den Chor (verkleinerte Gesamtwiedergabe)**

### Ausschnitt

Gezeigt werden soll der romanische Innenraum. In diesem speziellen Zusammenhang ist das an sich hübsche



gotische Rippengewölbe nicht nur überflüssig, sondern durch seine Unruhe störend, es fordert zuviel Aufmerksamkeit. Also ist es soweit zu reduzieren, dass gerade noch die Fenster genügend sichtbar sind. Dadurch, dass auf beiden Seiten ein Einblick ins Seitenschiff gegeben wird, «schießt» das Bild; der Einblick auf der schlechtbeleuchteten rechten Seite bietet nichts, was die gut beleuchtete linke nicht besser zeigen würde. Eine Schrägansicht, zu der das aus der romanischen Tonart fallende gotische Chorfenster nicht gerade in der Mitte stünde, wäre vorzuziehen gewesen.